

St. Ansgar Langenhorn Gottesdienst zum 25. Jubiläum des Mauerfalls am 2. November 2014

„Ich bekenne, ich brauche Geschichten, um die Welt zu verstehen – und zwar in gleicher Weise, wie andere womöglich die Formel brauchen, das Dokument.“ Siegfried Lenz (1926 – 2014)

Machen wir die Probe. Geschichte Nummer eins zum Thema 9. November 1989: Vor ein paar Tagen erzählte mir eine Verkäuferin auf der Insel Rügen ihre Geschichte. „Der Mauerfall war für mich der Anfang einer Katastrophe. Ich hatte gerade als Gärtnerin ausgelernt, hatte schon eine Stelle in meinem Lieblingsbetrieb – und wenig später war die Firma pleite. Seitdem schlage ich mich mehr schlecht als recht durch. Ich habe jede Menge völlig sinnloser Umschulungen hinter mir. Alle endeten im Nichts. Im Winter bin ich mindestens drei Monate arbeitslos. Jedes Jahr. Seit 25 Jahren. Ich kann mich über den Fall der Mauer nicht freuen.“

Geschichte Nummer zwei. Meine Mutter starb am 10. November 1989. Einen Tag nach dem Fall der Mauer. Sie hat den gar nicht mehr bewusst erleben können, denn seit einigen Jahren wurde ihr Fenster ins Leben kleiner und kleiner. Alzheimer. Sie wurde 68 Jahre alt. Ich lebte seit November 1976 in Hamburg. Zwei – drei Mal konnte sie uns noch besuchen, dann war sie irgendwie in Konstanz gelandet statt in Hamburg. Da wussten wir, wie ernst es um sie stand. Ob ich zur Beerdigung der Mutter fahren könne? Das blieb einige Tage völlig unklar. Auf dem Deckblatt meiner Stasi-Akte prangte ja der Vermerk: „Feindlich-negatives Element. Im Krisenfall zu liquidieren.“ Das fand ich erst ein paar Jahre später bei der Akteneinsicht in den Stasiunterlagen in Leipzig heraus. Jedenfalls explodierte mein Bruder auf dem Volkspolizeikreisamt in Ilmenau, schrie die Polizisten an, bis er mir schliesslich doch ein Telegramm schicken konnte: „Einreise für Dich und Deine Familie erlaubt – Telegramm mitbringen.“ Es gelangen in diesen wirren Tagen auch noch einige nächtliche Telefonate. Ob ich einen Sarg mitbringen könne? Blumen, Kaffee, Kuchen, Butter, Milch, einen Kranz? Das mit dem Sarg klärte sich dann doch. Eine Gaststätte, in der wir nach der Trauerfeier zusammenkommen konnten, gab es nicht. Sargträger auch nicht, die Kirche konnte nicht geheizt werden, ein Organist war auch nicht aufzutreiben. Alle waren unterwegs zum Einsammeln des Begrüssungsgeldes. Nach „Drüben“. Die Trauerfeier fand in einer eiskalten Kirche statt – beim Singen strömten uns neblige Wolken aus dem Mund, Den Sarg trugen wir selbst zum Grab und schaufelten es zu. Aber immerhin standen alle sechs Kinder am Grab der Mutter – drei aus dem Westen, drei aus dem Osten.

Geschichte Nummer drei: Vater starb sechs Jahre früher – am 10. Dezember 1983. Das kam so: Er wurde wegen eines Lungenleidens in einem Sanatorium behandelt. An einem Freitag Nachmittag wurde er entlassen. Ein Krankentransportfahrzeug brachte ihn nach Hause. Die Strassen waren voller Schlaglöcher. Den beiden Sanitätern bereitete es grosse Freude, durch die Löcher mit Karacho zu rasen. Mein Vater schrie vor Schmerzen und klopfte an das Fenster zur Fahrerkabine, um darum zu bitten, dass sie langsamer fahren. Der Fahrer drehte sich kurz um und brüllte: „Halt die Fresse, du alter Sack! Du hast uns den ganzen Feierabend versaut! Wir fahren so schnell, wie wir wollen. Schnauze jetzt dahinten!“ Am nächsten Morgen nahm mein Vater seine Medikamente, warf sie in die Mülltonne und erklärte seiner Frau: „Ich sterbe jetzt. Ich werde weder essen noch trinken. Ich will nur mein Gesangbuch und in Ruhe gelassen werden. Kannst Du Dich darum kümmern, dass mein Sohn aus Hamburg noch einmal kommen kann? Mehr will ich nicht.“ Meine Mutter war völlig aufgelöst, ging dann aber zur Volkspolizei. Ein Attest über den Gesundheitszustand hatte sie mitgebracht. Nach stundenlangem Warten sagte ihr ein Polizist: „Das können Sie sich abschminken. Ein Attest? Geben Sie mal her!“ und zerriss es seelenruhig. „Das hätte sich Ihr feiner Herr Sohn ja früher überlegen können, dass seine Eltern nicht jünger werden. Und jetzt raus hier!“ Ein paar Tage später kam meine Mutter wieder- diesmal mit dem Totenschein. Der Offizier liess sie wieder einige Stunden warten, steckte dann kurz den Kopf durch den Türspalt und blaffte sie an: „Ich habe Ihnen doch schon alles gesagt. Was wollen Sie denn schon wieder hier?“ Die Mutter hielt ihm den Totenschein hin. „Na, dass ist doch gleich was ganz anderes. Warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?“ Als ich einige Tage später in die DDR einreiste,

stand am Strassenrand ein Transparent. Darauf war zu lesen: „Unsere DDR – Hort wahrer Menschlichkeit.“

Geschichte Nummer vier: Der vierte Advent ist der Tag des „Magnificats“ im Jahreskalender der Kirche. Christian Führer, der Pfarrer an der Leipziger Nikolaikirche – der mit der Jeansweste und der Igelfrisur – erzählte mir, dass dieser Bibeltext vom Anfang des Lukasevangeliums den Genossen besonders verhasst war. „Er stösst die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen“ diese Sätze aus dem Lobgesang der Maria brachten die Herrscher in der DDR regelrecht zur Weissglut. Es gab sogar den Versuch, staatsfromme Kirchenführer wie Manfred Stolpe und Bischof Schönherr einzuschalten, um diesen Bibeltext in den evangelischen Kirchen zu verbieten – wegen des Dialoges zwischen Staat und Kirche, erzählte mir Pfarrer Führer. Dialog hiess damals auf deutsch Diktatur – und deshalb hat Christian Führer das Magnificat gerade so oft wie möglich gelesen. Diesen herrlich subversiven Text. Das Magnifikat war in diesen finsternen Zeiten einer der grossen Hoffnungstexte der Christen. Wie das erste Gebot: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Und dazu die Seligpreisungen der Bergpredigt. Alle hatten ihren Platz in den Montagsgebeten der Leipziger Nikolaikirche. Solche Texte waren die Mutmacher, das Korrektiv auch gegenüber unerklärlich milden und leisetreterischen Kirchenoberen. Selbst Bischöfe und jede Menge Oberkirchenräte arbeiteten damals ja mit der SED zusammen, auch als IM's. Der Thüringer Bischof Braecklein und der pommersche Bischof Gienke z.B. Ein Drittel der Synodalen des evangelischen Kirchenbundes der DDR arbeitete eng mit der Stasi zusammen. Ein Führungsoffizier schreibt dazu: „Wir haben die Kirche ständig vor uns hergeschoben... wir hatten die wichtigsten Synoden im Griff.“ Einer der gefürchteten Hardliner in der SED war damals Günter Schabowski. Der Chef der Propaganda-Abteilung beim Zentralkomitee der SED. Der Mann, der mit seiner Herumstotterei am 9. November den Fall der Mauer auslöste. „Das tritt nach meiner Kenntnis – ist das sofort... unverzüglich.“ Auch ein grammatisch verunglückter Satz kann Weltkarriere machen. Vor Schabowski zitterten bis zu diesem Tag die Menschen – auch seine Genossen. Sein Spitzname hiess „Schah Bowski“. Menschen kamen mit grossen Flecken auf den Hosen aus seinem Zimmer, wenn er sie zusammenschrie. Sie machten sich vor Angst in die Hosen. Keiner wagte ihm zu widersprechen. Er hielt die Fäden in der Hand – und: wer hoch steigt, kann tief fallen. Wegen des Schiessbefehls an der Mauer wurde er mit Krenz und Kleiber verurteilt. Im November 1999 trat er seine dreijährige Haftanstalt in Berlin-Hakenfelde an. Er war der Einzige aus der DDR-Führung, der später so etwas wie Reue zeigte. Er bat die Angehörigen der Mauer-Opfer um Vergebung. In meiner Predigt zum Magnificat am 4. Advent 1999 erwähnte ich diesen Wandel vom Saulus zum Paulus auch als Beispiel dafür, dass Menschen, denen es kein Mensch zugetraut hätte, sich ändern können – und Menschen, die nie geglaubt hätten, dass sie einmal selbst das Magnificat ausleben würden, vom Thron gestürzt werden. Ich schickte also meine Predigt per Fax in die Justizvollzugsanstalt Hakenfelde. Warum? Weil ich Schabowski mit Namen erwähnte, sollte er auch davon Kenntnis bekommen, was ich über ihn gesagt habe. Ein Gebot der Fairness. Ein paar Tage später bekam ich Post. Auf Kästchenpapier. Von Günter Schabowski. Er bedankte sich für die Predigt, bedankte sich auch für den Tonfall, mit dem ich seine Geschichte erzählt hatte. Und dann schrieb er diese Sätze: „Unser – und mein Irrtum war, dass wir geglaubt haben, dass der Zweck alle Mittel heiligt. Heiligt ist sicher das falsche Wort dafür. Die Betonung liegt auf „alle Mittel.“ Wir hatten jeden Skrupel, jeden Zweifel verloren. Der noch grössere Irrtum war aber, dass wir es für völlig ausgeschlossen hielten, einmal für unser Taten bzw. Untaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wir glaubten, die Sieger der Geschichte zu sein – und hatten nicht damit gerechnet, dass es vielleicht doch noch andere Herrscher gibt. Das Magnificat haben wir unterschätzt, obwohl wir seine Brisanz immer ahnten.“ Es gab damals in der DDR Menschen unter dem Dach der Kirche, die mit zwei Hoffnungen lebten: Dass Gott wirksam ist und Menschen sich ändern können. Zum Schlechten und zum Guten. Zu Fluch und Segen. Die haben auch während des Umbruchs dafür gesorgt, dass Rache kein Thema wurde – wohl aber Gerechtigkeit. Das Motto: „Keine Gewalt“ blieb auch nach dem Fall der Mauer lange lebendig. Eben nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schluss: Die letzte Botschaft, die mein Vater mir noch vermitteln wollte, hiess: „Sage dem Jungen: das Wichtigste im Leben ist Barmherzigkeit.“ Die schenke Gott uns allen. Amen.